



„Jedes Jahr erste Liga gibt weitere Stabilität“: Ganz nach oben geht es für Stefan Reuter mit dem FC Augsburg aber nur im Trainingslager.

Foto Imago

Als sich der FC Augsburg 2015 überraschend für die Europa League qualifizierte, wurden T-Shirts mit dem Schriftzug „In Europa kennt uns keine Sau“ verkauft. Nach dem Klassenerhalt in der vergangenen Saison hieß der Slogan „OBACHT. Auch im nächsten Jahr wieder Abstiegs kandidat Nummer 1?“ Ist das noch selbstironische Außenseiter-Mentalität oder bereits ausgeklügelte Marketingstrategie?

Wir sind als Klub ein Stück weit selbstironisch, können uns selbst auf die Schippe nehmen und betrachten uns als einen etwas anderen Verein im Profifußball. Man muss sich den Respekt in der Branche und das Interesse der Sponsoren aber auch hart erarbeiten. Die Europa League war damals natürlich der absolute Höhepunkt, wird in Augsburg aber auf Jahre die Ausnahme bleiben. Unsere Attraktivität für Sponsoren gründet sich auf hohen Sympathiewerten, aus einer familiären Atmosphäre. Mit dieser Identität versuchen wir aber natürlich auch am Markt zu partizipieren.

Der FCA steht vor seiner achten Bundesligasaison, beim Jahresumsatz rangiert der Klub aber in fast jeder Spielzeit auf einem Abstiegsplatz. Wie lassen sich die Mechanismen der Branche über einen so langen Zeitraum außer Kraft setzen?

Unser Präsident Klaus Hofmann hat in seiner Antrittsrede seinen Traum geäußert: dass im neuen Stadion irgendwann mal vier Jungs auflaufen, die den FCA-Nachwuchs durchlaufen haben. Das war der Startschuss für eine konsequente Nachwuchsarbeit, und in den letzten zwei Jahren profitieren wir bereits enorm von jungen Spielern, die wir selbst entwickelt haben. Es ist natürlich auch von Vorteil, mit Manuel Baum einen Trainer zu haben, der zuvor im eigenen Nachwuchs gearbeitet hat und ein besonderes Gefühl für Talente hat. Wenn man sich ansieht, wo sich die Ablösenummen hinbewegen, dann ist dieses Modell für einen Klub wie uns ein wichtiger Faktor für die Zukunft.

Damit alleine ist es aber wohl kaum getan.

Natürlich nicht. Ich glaube, dass die Mischung das Entscheidende ist: Es braucht erfahrene Spieler, die die Jungen an die Hand nehmen, sie ein Stück weit mitentwickeln, ihnen Professionalität vorleben. Bei Neuzugängen sind wir immer auf der Suche nach der passenden Mentalität.

Wie scoutet man Mentalität?

Wir haben eine eigene Spielweise, und ich finde es ganz wichtig, dass ein Verein da seine eigene Philosophie hat. Unser Fokus liegt auf Laufstärke, Kompaktheit, schnelles Umschaltspiel und Willenskraft. Als kleiner Klub darf man außerdem keine falschen Eitelkeiten haben. Es hat sich immer wieder bewährt,

„Im Fußball ist etwas verlorengegangen“

Der Augsburger Geschäftsführer Stefan Reuter über Chancen und Nöte seines Vereins – über fehlende Dankbarkeit und Typen

mit Spielern in Kontakt zu bleiben, die uns wegen besserer Angebote von der Konkurrenz verlassen haben. Wir sind dann nicht beleidigt, sondern freuen uns, wenn ein Spieler – wie zuletzt André Hahn – den Weg zurückfindet.

Auf diese Spielweise scheint sich, abgesehen von zwei oder drei Ausnahmen, inzwischen die gesamte Liga verständig zu haben. Haben kleinere Klubs keine anderen Optionen mehr?

Es wird immer schwieriger, den Großen spielerisch auf Augenhöhe zu begegnen. Wenn man sich auf den Ballbesitzfußball von München oder Dortmund einlässt, hat man in der Regel keine Chance. Dafür braucht es technisch perfekte Spieler, gepaart mit einer extremen Geschwindigkeit. Dieses Niveau ist für die meisten anderen unbezahlbar. Allerdings sind auch wir keine Mannschaft, die Bälle nur weit nach vorne prügelt.

Muss man bei einem Klub wie Augsburg auf dem Transfermarkt sorgfältiger arbeiten als bei einem Großteil der Konkurrenz?

Natürlich ist bei uns der Puffer nicht so groß wie bei anderen Klubs. Jedes Jahr erste Liga gibt aber weitere Stabilität, die Möglichkeit noch mehr in Infrastruktur und Nachwuchs zu investieren. Dadurch wächst mit der Zeit auch ein Gefühl der Stärke. Natürlich ist man sich aber auch darüber bewusst, dass es Spieler gibt, die sich schneller entwickeln als der Klub. Diese gilt es dann mit Weitsicht und Geschick zu ersetzen.

Ein glückliches Händchen ist aber sicher manchmal auch ein Faktor.

Alles kann man nicht planen. Es ist nun mal so, dass ein etablierter, fertiger und junger Erstligaspieler außerhalb unserer Reichweite ist. Ein gewisses Risiko ist immer vorhanden, man muss es bestmöglich minimieren. Wir werden immer wieder Spieler verpflichten müssen, die bei ihren Klubs nicht ihr volles Potential abgerufen haben. Diese brauchen dann vielleicht nur das passende Umfeld, um es auszuschöpfen. Dabei wollen wir helfen, vor allem durch eine gute Atmosphäre und eine realistische Erwartungshaltung bei jedem im Verein. Der größte Fehler ist es, nach zwei oder drei Niederlagen gleich nervös zu werden.

Wie jeder andere Profiklub auch ist der FCA darauf angewiesen, immer mehr Geld zu generieren, um sportlich wettbewerbsfähig zu bleiben. Das kann bei einem kleinen Klub eigentlich nur über eine wirtschaftsstärke Region funktionieren, oder?

Wirtschaftskraft in der Region ist sicher ein großer Vorteil. Für den Rest ist man dann aber selbst verantwortlich. Erst durch Kontinuität weckt man das Interesse von Sponsoren, denn Synergieeffekte entstehen nicht alleine durch den Standort. Das Ziel muss immer sein, das Budget stetig zu erhöhen.

Die internationalen Märkte bleiben fast ausschließlich den europäischen Spitzenklubs vorbehalten, ihr finanzieller Vorsprung wird Jahr für Jahr größer.

Es ist offensichtlich, dass die Schere immer weiter auseinandergeht. Die großen Klubs haben Einnahmen aus der Champions League, eine Strahlkraft über den gesamten Globus, und sie erreichen viele Millionen Menschen über die sozialen Netzwerke. Auf lange Sicht kann das zum Problem werden.

Beim größten deutschen Sportartikelhersteller ist die Unternehmensstrategie längst auf ausgewählte Topvereine ausgerichtet, in der kommenden Saison wird in der Bundesliga nur noch der FC Bayern die Trikots mit den drei Streifen tragen.

Diese Entwicklung ist schade. Die großen Unternehmen in der Branche setzen längst auf die Topstars, auf Individualsportler und natürlich die großen Klubs. Wir werden nie der große Marketingklub sein, es gilt sich trotzdem immer besser zu positionieren, interessant zu werden und eine Nische zu finden. Unserem Ausrüster gefällt es sehr gut, dass in Augsburg die Möglichkeit besteht, über junge Talente und potentielle Vorbilder für Jugendliche interessant zu sein.

Sie haben vor zwei Jahren prognostiziert, dass die 50+1-Regel irgendwann kippen wird. Das ist bisher nicht passiert und zeichnet sich auch in naher Zukunft nicht ab. Wäre eine Öffnung für Mehrheits-Investoren nicht die

einzige Chance für kleinere Bundesligaklubs, durch externe Geldquellen den Abstand nach oben zu verringern?

Ich bezweifle, dass der Abstand in Deutschland dadurch geringer würde. Ein Verein wie Bayern München wäre ja für Investoren immer noch deutlich mehr wert als der Rest und wäre für hundert Prozent der Anteile mehr als eine Milliarde Euro wert. Ich bleibe aber dabei, dass 50+1 irgendwann fallen wird. Im internationalen Vergleich wird das für deutsche Klubs der einzige Weg sein, um konkurrenzfähig zu bleiben. Generell bin ich aber ein Befürworter von 50+1. Die Entscheidungen bleiben in der Region, und es hat im europäischen Fußball ja bereits genug Negativbeispiele von Investoren gegeben. Man sollte auch nicht vergessen, dass die Entwicklung im deutschen Fußball sehr gesund ist – und vielleicht findet man diese Art zu wirtschaften auch bald wieder sehr sympathisch.

Der FCA will ein Verein zum Anfassenden sein. Derzeit wird aber viel darüber diskutiert, ob sich die Menschen vom Profifußball zunehmend entfremden.

Wir sind alle gefordert, dass die Menschen ein Stück weit nachvollziehen können, was im Fußball passiert. Die horrenden Ablösenummen heutzutage haben natürlich nichts mehr mit der Lebenswelt der Fans zu tun. Ich glaube, es ist wichtig, eigene Talente zu entwickeln und mit ihnen die Identifikation mit dem Verein zu stärken.

FCA-Verteidiger Martin Hinteregger hat sich jüngst darüber beklagt, dass ein Fußballer nicht mehr er selbst sein und nicht mehr das sagen dürfe, was er denkt. Hat der deutsche Fußball ein Problem mit Authentizität?

Wir Vereine haben eine Vorbildfunktion und müssen diesem Trend entgegensteuern. Das funktioniert über Nahbarkeit, und ich glaube, dass wir beim FCA in dieser Hinsicht vieles richtig machen. Jeder darf seine eigene Art wahren, man darf unterschiedlich und ehrlich sein.

Viele sehen den deutschen Fußball in einer Sinnkrise, sowohl was seine Spielphilosophie als auch seine gesellschaftliche Rolle anbelangt.

Diese Diskussion haben wir auch, weil die Nationalmannschaft bei der WM nicht gut abgeschnitten hat und die Ergebnisse in den europäischen Wettbewerben zuletzt ausblieben. Wir waren extrem erfolgreich, und im Erfolg wird man manchmal etwas nachlässig – das ist gefährlich. Wir müssen uns gemeinsam immer wieder hinterfragen, wo der Weg hingehen soll. Die positive Funktion, die der Sport über viele Jahre eingenommen hat, ist meiner Meinung nach aber weiterhin gegeben. Integration wird immer eine Aufgabe des Fußballs bleiben, und wir sollten uns von dem negativen Bild, das zuletzt oft gezeichnet wurde, nicht verunsichern lassen. Es gibt kaum etwas, das so verbindend wirken kann wie der Fußball.

Die Debatte um Mesut Özil ist allgegenwärtig. Zuletzt begründete André Schürrle seinen Wechsel nach England unter anderem mit einer „deutschen Neidkultur“, die der Grund sein soll, warum viele Nationalspieler inzwischen lieber im Ausland spielen.

Das sind Spieler, die in Deutschland die Möglichkeit bekommen haben, ihr Hobby zum Beruf zu machen und davon sehr gut zu leben. Das sollte den Spielern immer bewusst sein. Ich vermisse hier durchaus Wertschätzung und Dankbarkeit für das, was das Gesamtpaket deutscher Fußball ihnen ermöglicht hat.

Andreas Rettig, ehemals FCA-Manager und inzwischen beim FC St. Pauli, formulierte zuletzt elf Thesen zur Zukunft des deutschen Fußballs. Er fordert unter anderem mehr Zeit für Persönlichkeitsentwicklung, unter anderem solle Jugendspielern Demokratieverständnis gelehrt werden.

Inzwischen fordert jeder mehr kontroverse Typen im Fußball und dass Individualität gefördert werden muss. Nicht zu Unrecht. Es ist etwas verlorengegangen im deutschen Fußball durch strenge Vorgaben in den Nachwuchsleistungszentren. Das hat sowohl charakterlich als auch spielerisch Spuren hinterlassen.

Rettig wünscht sich auch einen stärkeren Solidargedanken zwischen den einzelnen Klubs. Ist das unter den heutigen Voraussetzungen naiv?

Es ist wichtig, dass Leute vorangehen und Themen auch mal überspitzt formulieren, um zum Nachdenken anzuregen. Wie das konkret funktionieren kann, weiß ich nicht. Das wäre ein großer Spagat im Denken der Klubs, jeder denkt erst einmal an sich. Es wird auf lange Sicht eine Kunst bleiben, die Emotionalität des Fußballs nicht zu verlieren, ohne dabei zu vergessen, dass die Klubs inzwischen Wirtschaftsunternehmen sind. Von einem besseren und ausgeglichener Wettbewerb würden aber alle profitieren.

Das Gespräch führte Thomas Hürner.



Adieu,

Davis Cup

VON PETER PENDERS

Jeder hat so seine eigenen Erinnerungen an den Davis Cup, und in den meisten Fällen, das richtige Alter vorausgesetzt, kann man sie in drei Kategorien einteilen: In die Zeit vor Boris Becker (war das was?), in die Zeit mit Boris Becker (was sind schon Fußball-Länderspiele?) und in die Zeit nach Boris Becker (so wie früher wird es nie mehr). Der letzte Eindruck aber bleibt immer haften, erst recht, nachdem sich der Internationale Tennis-Verband mit seinen Reformplänen durchgesetzt hat: So wie früher wird es nie mehr werden, das ist jetzt ganz sicher.

Die Veränderung ist so atemberaubend wie die Art und Weise, wie der neue Wettbewerb nun durchgeboxt wurde. Dass sich im Davis Cup etwas ändern musste, weil er durch die Abwesenheit der meisten Stars zuletzt stark an Bedeutung und Akzeptanz verloren hatte, hatte allen eingeleuchtet – nun ist alles auf den Kopf gestellt. Anstelle von vier über das gesamte Jahr verteilten Runden mit Heim- und Auswärtsspielen in der Weltgruppe spielen nun 18 Teams in einem einwöchigen Turnier in der zweiten November-Hälfte (18. bis 24.) um die Trophäe. Nach einer Vorrunde folgt eine Finalrunde im K.o.-Format mit je zwei Einzeln und einem Doppel über zwei Gewinnsätze. In einem Qualifikationsturnier im Februar sollen 16 Teilnehmer ermittelt werden, zwei weitere erhalten eine Wildcard.

Keine Heimspiel mehr also, keine Tenniskrims über fünf Sätze irgendwo auf dieser Welt. Alles soll nun moderner werden und vor allem schnell und damit fernsehgerecht für die nun folgende und an kurze Clips gewöhnte Youtube-Generation über die Bühne gehen. Natürlich muss man der ganzen Geschichte erst einmal eine Chance geben, aber die Zweifel an der Sinnhaftigkeit der ganzen Veränderung sind schon jetzt aus guten Gründen groß. Ein einwöchiges Turnier in der zweiten November-Hälfte? Noch einmal Vollbeschäftigung also für alle Spieler, direkt nach dem ATP-Finale, das ohnehin schon darunter leidet, dass viele am Ende der langen Saison auch am Ende ihrer Kräfte sind? Ob die Stars da bereitwilliger mitmachen als in den vergangenen Jahren?

Lässt sich regeln – über Geld. Alles an dieser Reform hat sich bislang über Geld regeln lassen. Drei Milliarden Dollar will die Investorengruppe Kosmos um den spanischen Fußballspieler Gerard Piqué in den nächsten 25 Jahren in diesen Wettbewerb stecken – ob aus diesem Willen auch Realität wird, kann niemand vorhersagen. Angeblich soll die Finanzierung nur für die nächsten drei Jahre sicher sein, wie die Gegner der Reform behaupten. Die Aussicht auf den Geldregen aber reichte, um die größten Bedenken bei kleinen, aber auch bei einigen größeren Verbänden auszulöschen.

Dabei liegt das Grundproblem woanders. Die ATP (die Vereinigung der Profis und Turniervoranstalter) und der Weltverband ITF benehmen sich nicht nur wie Konkurrenten, sie sind es. Die ATP wiederbelebt flugs den World Team Cup, der künftig zu Saisonbeginn gespielt wird, dazu gibt es den von Roger Federer initiierten und an den Ryder Cup der Golfer angelehnten Rod Laver Cup (Europa gegen den Rest der Welt). Aber nur zusammen hätten ITF und ATP im Sinne des Sports im Davis Cup etwas Sinnvolles entwickeln können, wenn es gewollt gewesen wäre. Konsequenterweise sollte der neue Wettbewerb nicht mehr Davis Cup heißen. Er hat nichts mit dem Vorgänger gemein.